

Zeitschrift: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee
Herausgeber: Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Band: - (1969)

Artikel: Brienzersee
Autor: Hänni, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1096621>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Robert Hänni

Brienzersee

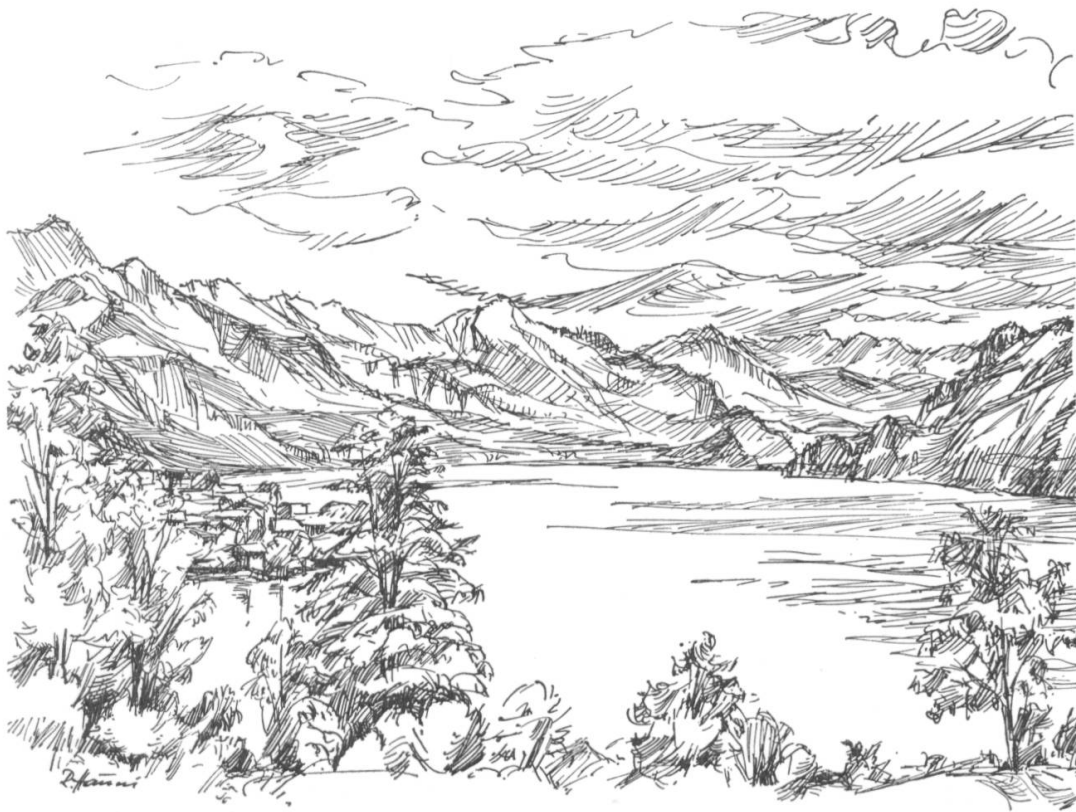
Ein Auge des Gebirges möchte ich den Brienzersee nennen. Frisch und klar blickt dieser Nachbar der Steilwände zum Himmel, vom spiegelnden Licht, aber auch von Abgründen kündend. Nichts ist meiner Meinung nach verfehlter, als ihn dem Thunersee wie einen gleichgearteten Zwilling beiläufig zuzugesellen. Denn wie anders wirkt das weite, liebliche Becken von Thun.

Auf einer spätwinterlichen Fahrt zum Thunersee und den Bergen entgegen löst sich hinter mir das Mittelland in Dunststreifen auf. Es scheint bis ans untere See-Ende heranzureichen, wo der Abglanz herangeschobener Felder und Hügelzüge flach verläuft, wo die sanften Umrisse in der Wasserweite verklingen. Ortschaft reiht sich an Ortschaft, die Häuser räkeln sich im Fahlbraun des frühen März an der Sonne; auf den Höhen von Sigriswil kränkelt der Schnee. Nach Spiez schimmern die Wasser durch kahles Buchengehölz; drüben hinter den Beatenberghängen dehnen und weiten sie sich, stoßen im falben Dunst unabsehbar weit in die Herzkammer der Alpen vor, einem Trichter, einem Heerweg ins Gebirge zu vergleichen. Mehr und mehr schwingen sich die steil gewordenen Uferlinien auf zu Zacke und Grat, gekrönt vom Dreigestirn des Eigers, des Mönchs und der Jungfrau. Der Thunersee bereitet auf die Berge vor.

Jetzt zeichnet sich über dem Wasser ein waagrecht, bewaldeter Strich ab: das Bödeli, Interlaken, flankiert vom schräg aufstrebenden, sich in die Brust werfenden Harder, während sich neben ihm die verschneite Rothornkette in den Gesichtskreis schiebt.

Bald taucht der Brienzersee auf, zuerst wenig verheißungsvoll; später aber weitete er sich achtungheischend, mir zu verstehen gebend: Hier gebiete ich. Ich wüßte kein Gestade, mit dem die seinigen Ähnlichkeit aufwiesen. Wie in einer halbgeöffneten Hand ruht das langgezogene Wasser zwischen hohen Bergketten, an diesem föhnigen Nachwintertag von einem seifigen, verwaschenen Blau, von einer Ahnung Rot und einem matten Abbild des winterweißen Haslibergs durchwirkt. Gegen

Mittag türmen sich tanzbodenglatte Flühe und vereiste Steilhänge zu den Bastionen ums Faulhorn und ums Schwarzhorn herum. Die überzuckerten Felsburgen gleißen in der Sonne. Drunten, im bläulich rauchigen Dunst, am Fuße der Schattenwand, duckt sich Iseltwald mit seinen verschneiten Dächern winzig und scheintot, als erwarte es das Auferstehen.



Bei Oberried

Gleichförmig und ruhig zieht der Grat im Norden des Sees auf der Sonnseite dahin. Vom Eckpunkt des Augstmatthorns bis zum Brienzerrothorn hinüber spannt sich von Gipfelchen zu Gipfelchen ein immerwährend geschwungener Kamm, einer festlich flimmernden Girlande gleich. Aus dem müden Grün und Erdbraun des Ufers steigen bleiblaue Waldzungen steil auf bis dort, wo Felsbänder durch den Schnee drücken.

Herb und doch anheimelnd blickt der See inmitten der weißen Hänge. Kein Schiff durchpflügt die Fluten bis nach Brienz. Die Gießbachfälle schweigen. Eine große Stille herrscht, während der alles in sich geht.

Zu dieser Zeit erscheint er mir am intimsten, am vertrautesten. Er gibt sich ungeschminkt und sozusagen privat. Scharf zeichnen sich Flühe, Felsbänder und Rufenzüge ab, als wollten sie sagen: Sieh uns ruhig an, wir machen dir kein X für ein U vor. Ich vermag das Seebecken und sein gleichförmig verschneites Ufer mit *einem* Blick aufzunehmen. Wie wohltuend ist es, diese klare Übersicht mühelos zu gewinnen. Allenthalben verspüre ich Einordnung und Ebenmaß. Ein Maß zwingt er auch den Menschen mit ihren Siedlungen auf. Nicht überall läßt er sie ans Gestade. Doch dort, wo die braunen Häuser am Ufer stehen, vernimmt der Anwohner sein vertrautes Plätschern zuhinterst in der niedern Stube. Im Rücken weiß er den Berg, im Angesicht den See.

Der Föhn ist abgeflaut. Noch steht über dem Hasli ein blaues Himmelsloch. Gegen das Unterland zu marschieren graue Wolkenheere auf. Das Gelände wird fahl. Zwei Schwäne queren gleichmütig die Brienzerbucht; die Möwen hocken starr wie mattschimmernde Perlen an einer Schnur auf dem Ufergeländer. Der See zieht sich ein Dunsthäubchen über. Er brütet grau und unbewegt.

Wenige Monate später, nach ein paar heißen Vorsommertagen, hat sich das Ufer grundlegend gewandelt. Vom vergangenen Winter schreiben dürftige Schneebänder letzte Erinnerungen auf die Schattenhänge beim Laucherhorn und der Rotenfluh. Wie mit schmutzigem Pinsel hingesetzt wirken schütterere Schneeflecklein am braungelben Brienzergrat. Vor wenigen Tagen erst ist der weiße Sulz gewichen. Faulender Schnee zeichnet eine große Kehre des Bahntrassees zum Rothorn in den Hang. Über Brienz saust der Mühlebach in einem stäubenden Fall weithin rauschend die Wand herab.

Am See wirft der blühende Kerbel einen lichten Schimmer über die Matten, und siegreich greift das Zartgrün der Buchen in steilen Zungen hinauf bis an die Felsen, hinein in die schütterten Tannenbestände der Bergschultern. Auch auf der Seite von Iseltwald hat das jugendfrische Buchengrün schlagartig die kahlen Abstürze überflutet. Trotzdem will mir scheinen, als blühe der Frühling am Brienzersee verhaltener, schüchterner, als stehe er im leisen Gegensatz zum üppigen Wuchern und Sprießen auf dem Bödeli und am Thunersee. Immerhin dünkt mich an diesem heißen Maitag, als sei die Brienzerseelandschaft, über Nacht sozusagen, dezidiert und unmißverständlich zum Sommer hin aufgebrochen.

Wiederum durchpflügen Ruderboote die Buchten; Fischer blicken von ihren Barken aus ruhevoll und unentwegt ins Wasser, und vom Kurschiff ergießt sich ein bunter Gästeschwarm über die gejäteten Weglein der sonntäglich stimmenden Uferanlagen. Die Ausflügler erlaben sich an der Strahlkraft des Sees, dessen Spiegel jetzt tausendfach bewegt flimmert.

Bald ist die hohe Zeit des Sommers da, die Zeit der überschäumenden Lebenslust, da der See geheime Düfte auszuatmen scheint, nicht die schwülen, ermattenden und betäubenden Dünste südlicher Seen, sondern lautere, stärkende, wie sie uns von den Bergen her entgegenwehen. Dann schimmert und schillert es auf der weiten Fläche flaschengrün wie die sauberen Butzenscheiben eines alten Oberländerhauses. Blank blitzen die Bergwasser, obschon die Aare blasig und trüb wie halbvergorener Wein in den Brienzersee strömt. Erstmals hält der junge Fluß hier inne nach den vielen Stürzen und Fällen das Haslital und die Aareschlucht hinab. Es ist, als ob er aufatme nach all den engen Kraftwerkrohren und Kanälen. Hier wandelt sich die strudelnde Gletschermilch, und der Knabe wird zum jungen Mann: Grün, jungenhaft grün wie sonst kein See weitherum schimmern die Wasser, keineswegs wie die des Thunersees in ihrem sanfteren, milderen Licht, aber auch nicht in harten Tönen, vielmehr unmittelbar, heiter und eindeutig. Noch erscheint das Naß nicht zum Kristall geläutert; doch schon spiegelt es, wie es sich gehört, bisweilen das Himmelsblau, was ihm aber schlecht gelingt. Das kecke Grün übertrumpft jeden andern Ton, ein Grün frischgestrichener Gartenbänke inmitten heufarbener Wiesen und schattendunklem Wald.

Weder Schlamm noch schlingendes Wasserkraut duldet der See. Doch ruhen seine Tiefen verschleiert; verborgene Riffe und Klüfte dämmern in der Wassernacht. Sie verbergen ein Geheimnis, ein versteckt brütendes Drachengeschlecht, wie die Sage zu berichten weiß. Kaum der Vorwitzigste indessen sei ihm je auf die Spur gelangt. Zufällig bloß, als vor Zeiten Fischer über das düstere Wasser vor dem Gießbach ruderten, schreckten sie vor auftauchenden Rücken, vor triefenden Fratzen scheußlichen Riesenungeziefers zurück. Man mied fortan den Ort, und keine frevelhafte Neugier trieb die Brienzer, dem See sein Geheimnis zu entreißen. So sei das Gewürm unbehellig geblieben und habe niemandem ein Leid zugefügt.

Während das sommerliche Schmelzwasser in scheinheiliger Glätte talwärts streicht, sinnend auf den Felsrampen breitastige Bergtannen, gelangweilten Ehrengästen gleich. Als würdige Nachbarn haben sich ihnen die Gießbachfälle zugesellt. Um die hohen Wasserstürze herum windet sich der säuberlich bekieste Weg; kühn steigt die Drahtseilbahn zum Hotel mit dem Blick auf das niederdonnernde und stiebende Element, das man bei ruhigem Wetter in Brienz drüben tosen hört. Weithin flimmernde Lichter verkünden des Nachts den Romantikerhorst.

Hoch darüber, hinter der Axalp, in die Abstürze der Oltschiburg eingebettet, ruht ein weiterer Wasserspiegel: der Hinterburgsee. Jedesmal befällt mich Erwartung, wenn nach dem Aufstieg die Hänge den Blick unversehens freigeben auf die geheimnisumwitterte, schweigende Flut. Von urweltlichen Baumriesen umstanden und von schattenden Steilwänden umschirmt. Die Zeit steht still an diesem verwunschenen See, der mich in einer Abgeschlossenheit an Schilderungen Adalbert Stifters erinnert.

Die eigentliche Überraschung des abweisenden Südgestades jedoch ist das zu Schiff und zu Land vom aufstrebenden Dorf Bönigen her erreichbare Iseltwald. Eine Lichtung, dem Rütli ähnlich, unter einer waldigen Felskuppe beginnend, senkt sich zu einer lustigen Bucht, umrahmt von der Burg-Halbinsel und einem winzigen Tanneneiland. Unmittelbar am See spiegeln sich breitausladende Oberländerhäuser mit reichen Verzierungen und farbigen Friesen. Bei ihrem Anblick überkommt mich ein seltsam anheimelndes Gefühl der Vertrautheit, der Geborgenheit, das mir einredet, ich möchte hier zu Hause sein. In meiner Erinnerung steigen Bilder von Margrit Frey-Surbek oder von Victor Surbek auf, Darstellungen einer sommerlichen Terrasse oder eines ruhigen Ufers mit dem Blick auf dieses lichtdurchflutete, unverwechselbare Grünblau des Sees.

Zahlreicher reihen sich die Orte am Sonnenhang, mit hochgelegenen Kirchen oder gar mit Burgruinen wie in Ringgenberg, gleich nach Interlaken und Goldswil aufwärts. Vor sechs Jahrhunderten schon zog sich der verarmte Junker von Ringgenberg nach Thun zurück, vermochte nicht, die von Untertanen gebrandschatzte Burg wieder aufzubauen, und dreihundert Jahre später erstellten die Dorfbewohner

inmitten der alten Gemäuer eine Kirche. Unweit des stolzen Wahrzeichens träumt ein drittes Wasser, das Burgseeli. Ausladende Buchen lehnen auf der Fluhseite weit übers Ufer, um ihr dunkles Spiegelbild zu betrachten; ein waldiger Felsvorsprung steigt im Osten steil empor, die Niederungen umschirmt regloses Schilf, und gegen Sonnenuntergang säumt ein sanfter, hainbestandener Hügel dieses Idyll: ein blit-



Blick von Ringgenberg gegen Bönigen und das Bödeli

zender Edelstein in der kostbaren Fassung naturhafter Ufer, dank verständiger Behütung unverdorben und vor zerstörenden Eingriffen bewahrt.

In Ringgenberg stand die Wiege des Bildhauers Friedrich Fruttschi, dessen Werke Allgemeingültiges aussagen und dennoch in der Brienzerseeheimat wurzeln.

Folgen wir jetzt dem Sonnenufer entlang aufwärts nach Niederried, Oberried und Ebligen. Das Wiesland dieser stattlichen Dörfer schwingt sich bald steil hinan dem Augstmatthorn und dem Riedergrat entgegen. Unlängst noch sind Wildheuer zu den Steilböschungen über den Wald gestiegen. Jahr für Jahr fahren Rüfen zu Tal, bedrohen die Brünig-

bahn und fegen gewaltig über Weg und Steg. Darum hat man die Straßenbrücken aus rasch ersetzbarem Holzgerüst gebaut.

Wo das Ufer sich weitet, liegt Brienz. Lebhaft wird gebaut, vergrößert, modernisiert, doch immer noch behäbig reihen sich im alten Dorfteil die ehrwürdigen Holzhäuser entlang den engen Gassen. Es ist erhol-



Brienzersee von Hofstetten aus

sam, hier durchzuschlendern, und inmitten dieses Wohlklangs der Formen, von bauerlichen Zimmermeistern erfüllt und geschaffen, wird einem klar, daß das Wort «heimelig» an einem solchen Ort geprägt worden sein muß.

In diesen samtbraunen oder warmgrauen Häusern erschaffen die berühmten Schnitzler unverdrossen zierliche Werke aus Holz. Menschenfigürlein, allerlei Getier, Chalets, Ornamente, Skulpturen und gar Geigen finden den Weg in die Welt. Rittersporn und Malven gucken

in die niedrige Butik, und an den Spalieren über den Fenstern reift die Traube. Denn Brienz räkelt sich in geschützter Mulde behaglich an die sonnigen Hänge des Rothorns. Seine Flanken hinan rädelt, prustet und qualmt im Sommer — hoffentlich noch recht manches Jahr — das gemütlichste Dampfbähnchen der Welt.

Von diesen Höhen, besonders von Schwanden aus, erscheint der See als blaugrünes Auge mit heiterkühlem Blick. Gelegentlich geschieht es sogar, daß er nach Sonnenuntergang seine Herbheit verliert und weit und weich und mild wie ein Jurasee in fließenden Pastelltönen verdämmert. Stets blickt er licht in unverdorbener Jugendlichkeit.

Die Brienzer haben ihr frohgemutes Wesen und ihren Witz zweifellos von ihm gelernt. Heiterkeit verströmt auch das Werk des frohen und geselligen Malers Max Buri, der sich eine Zeitlang in Brienz niedergelassen hatte. Wir kennen seine ulkigen Jasser und urchigen Musikanten. Versteckter Schalk huscht sogar über die Gesichter der Halbleinigen auf dem Bild «Nach einem Begräbnis in Brienz». Ernst, aber doch heilfroh, für diesmal zu den Überlebenden zu gehören, stoßen sie auf ihr Wohl an. Herbe Fröhlichkeit strahlt das Bildnis von des Malers Tochter Hedy aus. Wiederholt sich der lichte Seehintergrund nicht in den klaren Augen, die geradeaus und unverstellt den Besucher anblicken?

Andere Künstler wiederum, der bedeutende Maler Johann Peter Flück und der unvergessene Mundartdichter Albert Streich, gestalteten neben der Sommerhelle auch die Schattentage, die Bürden, die wir zu tragen haben und unsere Unvollkommenheit. «Schwärra Häärd a Schuehnen», lesen wir in einem Gedicht, verunmöglichen es dem Grübler, dem Höhenflug des Schmetterlings zu folgen. Durch die Bilder des Malers geistert das Werden und Vergehen. Auf ihre Weise haben beide die Tiefen unter freundlicher Oberfläche ausgelotet.

Ähnliche Stimmungen mögen uns an trüben Tagen des absteigenden Jahres beschleichen, wenn der Fremdenstrom versiegt ist und die große Stille einkehrt, wenn sich die Blätter verfärben und müdes Braun die Berghänge herabsteigt. Doch ein goldener Herbsttag beweist uns erneut, daß zu diesen Gestaden und Wassern das unheilvolle Brüten nicht gehört, wie wir es von den Seen des Oberengadins her kennen,

nicht einmal dann, wenn der Wetterluft schwere Wolken, tropfenden Bettlaken gleich, um die Bergschultern legt und vom Unterland Nebelschwaden wie Zeugfetzen heranstreichen. Noch jetzt trumft der jungenhafte See inmitten grauedämpfter Perlmuttertöne mit einem Flecklein Lichtgrün auf. Unentwegt schimmert es irgendwo hell, als müßte nächstens die Sonne durch die Schleier dringen. Hat sich die Sicht wieder bis zum Bödeli geweitet, so erahnen wir dort Interlaken. Und wir sinnend für einen Augenblick an das nebelverhangene, geschäftige Tiefland, dem die Wasser nunmehr halbwegs gesittet entgegenzueilen.

Federzeichnungen: Robert Hänni